



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Correspondenz aus Oestreich.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Correspondenz aus Oestreich.

„Ich habe mich längst darnach gesehnt, Eure Majestät auf österreichischem Boden begrüßen zu können“, ließen die Zeitungen den Kronprinzen von Preußen bei der ersten Begegnung mit dem Kaiser sagen. Die Worte werden wohl ein wenig anders gelautet haben und ebenso kann nur ein Mißverständnis die Nachricht in Umlauf gesetzt haben, zur Unterhaltung des Gastes sei auch eine große — Parade beabsichtigt gewesen. Für so kopflos oder so mechant darf man auch einen Hofbeamten nicht halten, daß er einen Beifall nur äußere, welcher unter den bestehenden Verhältnissen beide Theile hätte in Verlegenheit bringen müssen. Im Gegentheil läßt sich sagen, daß bei der möglicherweise recht wichtigen Zusammenkunft von beiden Seiten die würdigsten angemessenen Formen beobachtet wurden. Den beiderseitigen Wunsch nach Wiederherstellung besserer Beziehungen konnte und sollte man wahrnehmen, aber es wurde vermieden, eine Cordialität zu zeigen, welche denn doch noch nicht vorhanden sein kann. Und darum machte das Ganze einen besseren Eindruck, als nach der vorausgegangenen Stimmung im Publikum erwartet werden konnte. Denn so sehr ein verständiges Einvernehmen zwischen beiden Mächten längst ersehnt wurde, so ekelhaft allen unabhängigen Leuten das Geklaff und Genörgel der Officiösen an der Donau wie an der Spree war, mit so viel Mißtrauen man die große Politik des Grafen Beust verfolgte: die endliche Anbahnung der aufrichtigen Verständigung erfolgt unter Umständen, welche wieder die Befriedigung nicht recht gedeihen lassen. Das Band, welches die Furcht vor einer Revolution in Frankreich und die Sorge um die Erhaltung der bonapartistischen Dynastie um die Herrscherfamilien schlingt, sei es nun dauerhaft oder nicht, ist nicht nach dem Geschmack der Völker, gewiß nicht der Oestreicher, welche für die Heilige Allianz die Kosten fast ganz allein zahlen mußten und noch immer zahlen, da sie fort und fort als die schändlichen Anstifter alles Bösen, die Preußen nur als die unschuldigen Verführten dargestellt werden. Zudem sind die feurigen Ausrufungen von 1864 und 1865 noch bei Jedermann in zu lebhaftem Andenken.

Natürlicherweise werden die literarischen Trabanten der Deposediten nicht müde, zu predigen, daß Freundschaft mit Preußen nun und nimmer mehr etwas anderes bedeuten könne, als Ermürgung unserer „jungen Freiheit“, neue blutige und kostspielige Kriege mit obligatem preußischen Verrath. Welche Purzelbäume jene legitimistischen Republikaner oder revolutionären Legitimisten zum Besten geben, das grenzt an das Unglaubliche. Wie in

der beinahe vergessenen Zeit, als noch „die grünen Feste“ mittelst allerlei verwegener Künste, Vertauschung der Bücherpackete auf der Censur u. dergl. hier ins Land geschmuggelt wurden, tauchen, man weiß nicht woher und wie, Flugschriften ohne Verfasser, Ort und Jahr auf, bald blutig roth gefärbt, bald gelbweiß, rothweiß u. s. w., aber alle einig darin, daß es für Oesterreich kein vitaleres Interesse gebe, als im Verein mit Frankreich über Preußen herzufallen und den König von Hannover wieder einzusetzen. Ueber den Erfolg ist den Paladinen des Welfen nicht bange. „Die Geister aller der beraubten Fürsten bilden an und für sich eine Armee und schlagen mit, um den modernen Richard zu entthronen!“ tröstet eine von den anonymen Broschüren. Dieses Pröbchen zeigt zur Genüge, welche „Geister“ den Spuk treiben. Doch wie Preußen einmal Glück hat, wird es sich auch vor diesen Feinden nicht lange mehr zu fürchten haben: denn point d'argent...!

Unmittelbar nach der Abreise des preussischen Kronprinzen erfüllte die Stadt das Gerücht von dem Selbstmorde eines altadlichen Herrn, des Grafen Bradislaw, Maltheser-Ritters und Oberstküchenmeisters. Man rühmte ihn allgemein als einen Mann von den besten liebenswürdigsten Formen, als einen Edelmann im besten Sinne des Wortes. Auch er hatte sich in den Bankswindel hineinreißen lassen, konnte, als die unvermeidliche Katastrophe hereinbrach und die klugen Leute, welche ihn vorgeschoben hatten, sammt ihrem Schäflein längst auf dem Trocknen waren, seine Verbindlichkeiten nicht erfüllen und bezahlte mit seinem Leben. Die Bank aber, welche diesen Mann zu Grunde richtete, ist dieselbe „Wiener Bank“, zu deren Hauptgründern König Georg gehört. In den Grenzboten stand vor vielen Monaten ein Artikel über das Bankfieber in Wien und den wahrscheinlichen Ausgang der Krankheit; aber die damalige Schilderung ist ja völlig verblaßt neben dem, was sich später wirklich zutrug. Die Gründung jener Wiener Bank machte Hunderte, Tausende von Menschen geradezu wahnsinnig. Als ob nicht jeder Realschüler heutzutage seinem Vater von John Law und seinen Wundern erzählen könnte und als ob nicht in Wien selbst erst vor dreizehn Jahren der Schwindel mit den Creditactien erlebt worden wäre, — so ließen sie sich die gewöhnlichsten Mittel der Reclame und die gewöhnlichsten Taschenspielerkunststücke der Börse verblenden und übertölpeln. Die Bank trieb nämlich ihre Actien auf die allereinfachste Art in die Höhe: sie kaufte sie selbst auf, zu immer höheren und höheren Kursen, und war daher, als sie Zahlung leisten sollte, augenblicklich fertig. Daß sie überhaupt noch existirt, dankt sie, wie es heißt, den Zuschüssen des Königs von Hannover, dem seine Rathgeber wahrscheinlich versprochen hatten, sie wollten seine Millionen vermilionfachen, damit der Rachezug gegen Preußen unternommen werden könne. Jetzt dürfen die Werbungen noch etwas vertagt bleiben und auch

die Nationen für die Preßlegion etwas verkürzt werden. Denn was er in die Wiener Bank gelegt hat, das liegt dort ohne Zweifel mehr fest als gut.

Uebrigens scheint man sich in Norddeutschland unrichtige Vorstellungen von dem „Hof in Hiesing“ zu machen. Was in den inneren Gemächern des „Stöckels“ gesonnen und geplant werden mag, kann man freilich nicht wissen; wahrnehmen läßt sich nur, daß die Herrschaften in größter Zurückgezogenheit leben, aus welcher sie fast nur heraustreten, wenn es gute Musik zu hören gibt. Den Sommer über wohnen sie dann so still am Traunsee, wo der König eine Villa gekauft hat. Daß der berufene „Welfenschatz“ und der fabelhaft aus Silber getriebene „Upstallboom“ noch immer im Oesterreichischen Museum ausgestellt ist, kann man doch nicht als eine Demonstration gegen den Nordbund betrachten, und wenn einige Gesangsvereine dem blinden Könige musikalische Treue geloben, so wird das den Weltfrieden um so weniger stören, als die gestinnungslosen Sänger sicherlich bereit gewesen wären, dem Erben von Hohenzollern dieselbe Huldigung darzubringen. Der Besuch des Letzteren wird freilich die Hannoveraner tief betroffen haben, aber je eher ihre letzten Illusionen zerstört werden, desto besser für sie. Sich zu beklagen, haben sie keinen Grund, da ihnen ja längst von der österreichischen Regierung der beiderseitige Standpunkt klar gemacht worden war. Aber posirliche Gesichter machen die Politiker, welche sich mit der Hoffnung schmeichelten, den Grafen Beust doch noch zur förmlichen Allianz mit Frankreich zu drängen, deren Ziel die Wiederherstellung des alten Bundes und des alten segensreichen Verhältnisses von Oesterreich zu Deutschland sein sollte — alles im Namen der Freiheit. Einer von diesen Prätorianern — man nannte hoffentlich irrigerweise den Namen eines durch seine Versatilität bekannten Abgeordneten — hatte unlängst eine ihm und seiner Partei zur Schmach gereichende Denunciationschrift gegen eine Anzahl Mitglieder des Reichsrathes drucken lassen, welche er das „junge Deutsch-Oesterreich“ taufte. Weil erstere, fast durchweg Männer von erprobter Gesinnung, sich zuerst als Deutsche und dann erst als Oesterreicher fühlen, weil sie im Reichsrath auf rückhaltlose Auseinandersetzung mit dem Nordbund drangen, wurden sie kurzweg als Vaterlandsverräter hingestellt, und das mit Manieren, welche an die schlimmsten Zeiten politischen Fanatismus und des Denunciantenwesens erinnerten. Aber der Effekt war kläglich. Alle unabhängige Journale schlugen den öffentlichen Ankläger derb auf den Mund und das Publikum nahm gar keine Notiz von ihm. Wer sich noch über die Stimmung der Deutschen in Oesterreich täuscht, der will eben getäuscht sein. Sie wünschen Versöhnung, aber freilich nicht auf Kosten der bürgerlichen Freiheit. —

Das zweite Bein, auf dem der verjüngte Kaiserstaat hinkt, Böhmen,
15*

scheint in eine Krisis treten zu sollen. Lassen Sie mich wenigstens die Eindrücke schildern, die ich von meiner Wanderung zur Wahlzeit empfang. Es ist unglaublich, wie glühend und allgemein jetzt das Nationalfieber grassirt und wie verhaßt das gegenwärtige System ist. Die hiesigen Declarantenvahlen waren wirklich frappant; der Beneschauer Candidat hatte eine Menge persönlicher Feinde unter den Wählern — sie kamen alle und wählten ihn; in Gule habe ich zwei Krüppel auf Krücken zum Wahlstisch schleichen sehen, dort fehlte von allen Wählern kein einziger; in Beneschau von 149 nur 3. Es ging Alles in bester Ordnung her, man vermied ausdrücklich Alles, was einen Schatten von Anfechtbarkeit auf den Actus hätte werfen können. Der Jubel über die allgemeine Wiederwahl der Declaranten ist unbeschreiblich, und nicht am geringsten unter den Geistlichen; ich kenne von diesen etwa 30—40, die ich auf den Kirchweihen hinter Prag alle kürzlich gesprochen, und ich weiß keinen, der nicht seine Freude unverhohlen über dieses Resultat ausgesprochen; die jüngere Geistlichkeit hat sich sogar stark activ bei der Agitation betheiliget. So gut orthodox nämlich der Clerus ist, so hat er vor dem gegenwärtigen Hufschwindel mit seinen kläglichen Aufzügen und Meetings nicht die geringste Bangigkeit; die Ernstesten schütteln den Kopf, wenn der Unsinn gar zu blamabel blüht, aber Niemand thut etwas Ernsthaftes dagegen, sie wissen, daß das jetzt nichts als politische Demonstration ist, und der Jubel ist allgemein, wenn sich die Regierung nur wieder einmal geärgert hat. Die Geistlichen wissen aber, daß ihnen diese Comödie viel weniger schadet, als ihnen der Bund der nationalen Partei gegen die Wiener anti-concordatlichen Gesetze nützen kann. Dieser läßt sie im geeigneten Falle nicht im Stiche, wie neulich in Sachen eines gewissen Borovy, der als antihussitischer Forscher das Votum etlicher ultrahussitischer Geschworener wohl fürchten durfte; als er aber in seiner Vertheidigungsrede sagte: „muß ich wirklich zur Civilehe rathen, weil sie die Regierung gestattet? Der Staat concessionirt Findelhäuser, er concessionirt Bordelle, darf ich darum meinen Pfarrkindern nicht abrathen, sie zu benutzen? Müssen wir wirklich von Allem Gebrauch machen, was die Regierung concessionirt?“ — das traf, es gab ein lautes vyborně und einstimmige Freisprechung. Die äußeren Tumulte sind wirklich das Wenigste, was der Regierung entgegensteht, die Stimmung auch der Besonnensten kann nicht verbitterter sein, als sie es ist. Die Leute weisen es mit Zahlen nach, daß die deutsche Zweidrittel-Majorität im Landtage (während nach der Seelenzahl nur ein Drittel deutsche Abgeordnete sein könnte), nur dadurch erreicht ist, daß die Regierung die czechischen Wahlkreise sehr groß, die deutschen sehr klein gemacht und die gemischten aufs Schlaueste vertheilt hat. Nun handelt freilich in Wahlsachen jede Regierung möglichst nach ihrem Vortheil und eine czechische würde es muthmaßlich noch pfißiger

anzudrehen wissen; aber das Geschrei über Verkürzung und Ungerechtigkeit kann man bei so bewandten Dingen Niemandem verbieten. Dazu kommt, daß die Regierung öffentlich ein wohlwollendes und unparteiisch lautendes Wahlcircular hat ergehen lassen, im Geheimen aber ein anderes, das zu allen möglichen Wahlbeeinflussungen aufforderte. Das Ding war kaum von Wien abgesendet, als es die Prager „Politik“ schon abdruckte und im Voraus versprach, alle etwaigen nachfolgenden geheimen Circulare ebenfalls sofort zu bringen. Und das geht im Großen wie im Kleinen so. Neuerdings denunzirte ein deutscher Privatbeamter einen czechischen Agitator heimlich bei Koller, am anderen Tage wußte dieser nicht nur jede Silbe der geheimen Unterredung, sondern auch das Memorandum, das sich Koller im Geheimbuche gemacht, verbotenus.

Der Religionsfond, den die Regierung aus den früher eingezogenen geistlichen Gütern besitzt, wird zu allem Möglichen außer zur Aufbesserung der Unterrichtsanstalten benutzt. 20 Millionen daraus sollen in die anderen Provinzen fließen; ein Geistlicher erzählte mir, daß er selbst längere Zeit habe die Quittungen für Pensionsgelder, die aus diesem Fonds an Maitressen hochgestellter Persönlichkeiten gezahlt worden, mitzuunterzeichnen gehabt. So hat der Prager Domprobst 30,000 fl. Gehalt; die meisten Capläne freilich nur 150 fl., wovon sie noch 100 fl. für die Kost abgeben, und man kann 20 Jahre lang Kaplan sein; die Lehrer stehen noch schlechter. Wie die Schulen im Innern des Landes aussehen, davon hat ein Norddeutscher keinen Begriff. Wie eifrig aber in diesen Schulstuben, die oft reine Spelunken sind, speciell czechische Sachen jetzt betrieben werden, kann man nur im Vergleich mit der früheren Zeit, wo nur das Deutsche Mode war und die Geistlichen nicht einmal richtig Böhmisches schreiben konnten, ermessen. Damals lud unsere Wirthin, um mit ihren Sprachkenntnissen zu prunken, unermüdet jedes Jahr zum „Horrorationball“ im Gasthof „zur goldenen Stern“ ein; jetzt liest und erklärt sie den Stammgästen die Národní listy. — Das vielgetadelte Wegbleiben der Czehen aus dem Landtage finde ich von ihrer Seite aus sehr plausibel, sie wissen, daß doch alle Gesetze gegen ihren Willen durchgehen würden und sie sie auf diese Weise doch nicht mit sanctioniren. Schlimmer als jetzt könne es für sie auf keinen Fall werden, meinen sie. „Wären wir preussisch, so hätten wir jedenfalls gute Finanzen und ein geordnetes Verwaltungssystem“ auch die Geistlichen sind vielfach fest überzeugt, daß sie unter preussischer Regierung viel gesichertere kirchliche Zustände haben würden, als hier. Freilich ist die Furcht vor einer Germanisirung wie in Posen so groß, daß sich Niemand diesen Fall wünscht. Man rechnet so: die österreichische Regierung begünstigt immer die Ungarn, um der Slaven Herr zu werden und umgekehrt, und da jetzt die Ungarn wieder gar so unver-

schämt werden, wird sie nächstens wieder einmal Alles für die Slaven thun, wie bisher für die Ungarn. Das Schlimme ist, daß wir Deutsche dann alle Aussicht hätten, gerade so in Böhmen Ambos zu werden, wie wir es jetzt in Ungarn sind, denn daß das Wort „Gleichberechtigung“ nur eine Fiction ist, wissen die Czechen selbst recht gut. Eigentlicher Deutschenhaß ist mir auf meinen Wanderungen nicht begegnet, man hat uns Norddeutsche gar nicht ungerne; von den Preußen im Jahre 66 spricht man mit aller Achtung; und zuvor war diese wahrhaftig nicht vorhanden. Auch in eine Fußfeier bin ich seiner Zeit einmal in Beneschau hineingerathen; Illumination, Festzug mit obligatem Rindvieh, da gerade Eintreibungszeit war, weißgekleidete Jungfrauen, Feuer auf den Höhen u. dgl. mehr. Ich fragte eine der Enkelinnen Libussa's, die in der Unschuldssarbe functionirte, was denn eigentlich mit dem Fuß gewesen sei, worauf sie meinte, sie wisse nur, daß der Mann verbrannt worden sei, — darum werden auch heute wieder Feuer abgebrannt. In allen Dingen kann man beobachten, daß Naivetät und Bosheit hier einen Bund geschlossen haben, mit dem schwer fertig zu werden ist.

Jetzt ist das große Interesse die bevorstehende Ankunft des k. k. Reichschirurgen, der das Nervenzucken der einzelnen Glieder am Leibe Austria's durch Amputation heilt. Die Czechen hassen den Grafen Beust weit weniger als das cisleithanische Ministerium. Er ist gerade in der Versöhnungslane, und da er das Aeußerste sich abgerungen hat, mit Preußen schön zu thun, sollte er anstehen, die Czechen ans Herz zu drücken?

Literatur.

Die Selbstverwaltung des Steuerwesens im Allgemeinen und die russische Steuerreform. Mit besonderer Berücksichtigung der Projecte der Allerhöchst verordneten russischen Steuerreform-Commission. Zugleich ein Beitrag für die Kenntniß innerussischer und baltischer Zustände und Parteien. Von Dr. Karl Walker (Berlin, bei W. Peiser, 1869).

Nach längerer Zeit haben wir es zum ersten Male wieder mit einem Buch zu thun, das den Versuch macht, das Evangelium von der Herrlichkeit des modernen russischen Liberalismus zu predigen und für die Tadellosigkeit desselben Propaganda zu machen. Daß der Verfasser wenig Anlage hat, der apostolischen Mission gerecht zu werden, die er sich zur Aufgabe gemacht, verräth er leider schon auf den ersten Seiten seiner umfangreichen Schrift, deren Titel bereits ankündigt, daß dieselbe de rebus cunctis ac universis et quibusdam aliis handeln soll. Unsere Zeit hat bekanntlich reichere Erfahrungen über die Fehlbarkeit der liberalen Schulweisheit gemacht, als irgend ein anderer Abschnitt der neueren Geschichte. Nichtsdestoweniger